



HELEN CARTER

DIE HURE VON PARIS

HISTORISCHER ROMAN



BLUE PANTHER BOOKS

HELEN CARTER

DIE HURE VON PARIS

HISTORISCHER ROMAN



BLUE PANTHER BOOKS

BLUE PANTHER BOOKS TASCHENBUCH

BAND 2715

1. AUFLAGE: MAI 2023

2. AUFLAGE: JUNI 2025

VOLLSTÄNDIGE TASCHENBUCHAUSGABE
ORIGINALAUSGABE

© 2023 BY BLUE PANTHER BOOKS, HAMBURG
ALL RIGHTS RESERVED

LEKTORAT: NICOLA HEUBACH

COVER:

© LIGHTFIELDSTUDIOS @ 123RF.COM

UMSCHLAGGESTALTUNG: MT DESIGN

GESETZT IN DER TRAJAN PRO UND ADOBE GARAMOND PRO

PRINTED IN POLAND

ISBN 978-3-7507-8079-8

WWW.BLUE-PANTHER-BOOKS.DE

Selbst der Nebel hatte sich gegen mich gewendet. Um diese Jahreszeit stieg er eigentlich zuverlässig bei Einbruch der Dämmerung vom Seine-Ufer auf und bewegte sich dann langsam durch die gewundenen engen Gassen der Hauptstadt. Nicht so an diesem Abend.

Lange hatte ich im Schatten der Bäume gestanden, dicht bei der Mauer und hatte beobachtet, wie die Straße sich leerte.

Bewaffnete begannen zu patrouillieren. Hatte ich zunächst noch gehofft, sie würden sich mit jeder neuen Runde abwechseln, so sah ich mich bald getäuscht, denn es waren immer die gleichen Männer mit schief sitzenden Mützen und verdreckten, gestreiften Hosen, die an mir vorbeikamen.

Nachdem ich offensichtlich begonnen hatte, ihr Interesse zu wecken, musste ich mir etwas überlegen. Ich musste eine gute Begründung ...

»He ... Bürgerin! Was machst du denn da?«

Wie überrascht wandte ich mich zu den beiden um, die hinter meinem Rücken stehen geblieben waren. »Bitte?«

»Ich beobachte dich schon eine ganze Zeit lang. Stehst hier an der Mauer und schaust nur.«

Ihm fehlte ein Schneidezahn. Sein rötlich-blondes Haar trat struppig unter seiner roten Mütze hervor. Er sah aus wie die Hunderte von Männern, die seit Monaten die besseren Viertel von Paris bevölkerten. Sein Kamerad hingegen hatte ein sauber rasiertes Kinn und seine Kleidung war gepflegter. Nicht zerrissen. Es gab die eine oder andere glänzende Stelle, die ich sogar im Zwielficht erkennen konnte, aber insgesamt machte er einen wesentlich besseren Eindruck.

»Man hat nicht rumzustehen und zu schauen, Bürgerin!«, mahnte er mich, und ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, einen Lehrer vor mir zu haben.

Ich holte beinahe theatralisch tief Luft, als müsse ich eine überaus schwere Entscheidung treffen. »Gut, wohlan denn ... Ich stehe hier, weil ich dieses Haus beobachte.«

So viel Offenheit überraschte die beiden Bewaffneten sichtlich.

»Du beobachtest das Haus?«, fragte der Lehrer irritiert.

»Ja, Bürger. Das tue ich.«

»Willst du es ausrauben?«

»Nein, Bürger. Aber jener Bürger, der dort in dem Haus lebt, hat mir übel mitgespielt.« Ich ließ den letzten Satz einfach so stehen, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Sollten sie ihrer Fantasie ruhig freien Lauf lassen.

»Was hat er denn getan?« Offensichtlich hatte der Wissensdurst des Lehrers das Wettrennen mit den Bildern im Kopf des Zerlumpten gewonnen.

Ich starrte auf den etwas verdreckten Saum meines Capes. Dann holte ich abermals tief Luft. Atmete aus. Schwieg. Die Männer warteten einen Moment.

»So schlimm?«

Zwischen den zusammengepressten Lippen stieß ich hervor: »Mein Herz hat er gebrochen, der Schuft! Gespielt hat er mit mir wie die Katze mit der Maus.« Wütend stampfte ich auf. »Ich bin frei wie ein Vogel«, hat er gezwitschert. »Du bist die Liebe meines Lebens!«, äffte ich den verschwundenen Liebhaber nach. »Und jetzt? Die Corday trifft mich auf dem Markt und erzählt mir brühwarm, was wirklich los ist. Verheiratet ist er! Verheiratet! Stelle man sich das vor! Alles hat er von mir bekommen! Sachen, die würde man keiner ...« schockiert über meine offenen Worte schwieg ich und hoffte, man sah in der hereinbrechenden Dunkelheit mein heißes Erröten nicht.

»Und wieso stehst du jetzt hier?«, fragte er nach einer angemessenen Pause. »Willst du ihn stellen oder wartest du auf seine Frau?«

Betrübt senkte ich den Kopf. »Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Eigentlich will ich nur mit ihm reden.«

»Wenn du willst, schlage ich ihm aufs Maul!«, erbot sich der Zerlumppte.

Das hätte mir gerade noch gefehlt.

»Nein«, stieß ich hervor und hob dabei abwehrend die Hände.

»Ich will nur mit ihm reden.«

Wir waren wohl zu lange stehen geblieben, denn plötzlich näherten sich zwei weitere Bewaffnete. Sie hoben die Hände zum Zeichen, dass sie auf unserer Seite waren.

»Hey ... Guigoz. Was treibt Ihr so lange? Wir dachten schon, ihr wäret in irgendein Händel geraten.«

Sie traten zu uns heran und betrachteten mich eingehend.

»Silvain, du alter Schwachkopf. Wir kamen nur gerade mit Mademoiselle ... mit der Bürgerin hier ins Gespräch.« In knappen Sätzen schilderte er seinen Kameraden, was mir widerfahren war.

Jetzt durfte ich nur nicht die Nerven verlieren. Ich kontrollierte meinen Atem und wie intensiv sich meine Brust hob und senkte. Wenn jetzt etwas schiefging, hatte ich keinen alternativen Plan in der Tasche.

»Du meinst den Bürger Balleyrand? Dort in dem Haus mit der Laterne und der gelben Mauer?« Der, den sie Guigoz nannten, ließ nicht locker.

»Ja, der!«, beharrte ich.

»Aber dann hat jener dir keinen Dreck erzählt. Der Bürger Balleyrand ist nicht verheiratet.«

Meine maßlose Erleichterung musste ich nicht spielen. Das war eine wunderbare Neuigkeit.

»Aber da ging doch eine junge Frau ein und aus?«, forschte ich ungläubig nach.

»Das kann nur das Dienstmädchen Madeleine gewesen sein.« Der Lehrer trat einen halben Schritt vor und sagte verhalten: »Da muss man sich keine Gedanken machen, Bürgerin. Selbst wenn er mit der ab und an das Bett teilen sollte, so sagt das doch gar nichts. Nicht wahr?«

Ich nickte mit niedergeschlagenen Lidern. »Gewiss«, flüsterte ich. »Jetzt schäme ich mich, weil ich so töricht war und dem Marktgeschwätz geglaubt habe.«

»Ach was ... Der Bürger Balleyrand ist vertrauenswürdig. Und kein schlechter Fang, wenn ich das so sagen darf.«

Das hoffte ich allerdings auch.

»Dann lassen wir die Bürgerin jetzt mal allein. Sie ist hier sicher. Wenn noch etwas sein sollte, so kommen wir ja auf unserer Runde noch ein paar Mal hier durch.«

Das wiederum hoffte ich nicht.

»Immerhin haben wir ja jetzt Ausgangssperre«, fügte der vierte Bewaffnete belehrend hinzu, zu dem ich bislang keinen Namen hatte.

Die vier Männer machten sich also auf den Weg, und zu meiner größten Freude sah ich sie in der Ferne am Wirtshaus stehen bleiben.

Balleyrand also ...

Wie es Vorschrift war, hatte man das Haus hell erleuchtet und keine der Türen verriegelt, damit jederzeit eine unverzügliche Hausdurchsuchung durchgeführt werden konnte. Wobei ich mir jetzt sicher war, dass im Hause Balleyrand in den nächsten Stunden keiner stören würde.

Nachdem ich noch ein paar Minuten gewartet hatte, und die Straße – soweit ich sehen konnte – inzwischen menschenleer war, trat ich an eines der Erdgeschossfenster und blickte vorsichtig hinein. Am anderen Ende des Raumes sah ich einen Kamin, in dem ein Feuer brannte. Davor stand ein Sessel, in dem ein Mann mittleren Alters saß und las. Ein perfektes, abendliches Idyll.

Ich wartete so noch ein Weilchen und erst als ich sah, wie er sich selbst eine Flasche Wein geholt und eingeschenkt hatte, öffnete ich vorsichtig die Haustür und trat ein.

»Bürger?«, rief ich vorsichtig. »Bürger?«

Mit langsamen Schritten ging ich durch den hell erleuchteten Flur. Er war mit viel Stuck ausgekleidet, dazwischen tummelten sich dicke Putten, die wahlweise Kerzen oder Füllhörner trugen.

»Bürger?«, rief ich erneut und zuckte zusammen, als er plötzlich durch die Tür trat und mich verwundert ansah.

»Was tun Sie in meinem Haus, Ma... Bürgerin?«

Ertappt und erschrocken war ich förmlich zu einer Salzsäule erstarrt. »Nun ... Ich fürchte, ich wurde von der Ausgangssperre überrascht.«

»Ah ha. Und wieso klopfen Sie dann nicht, sondern schleichen sich herein wie ein Dieb in der Nacht?«

»Ich bitte um Verzeihung ... Aber ich komme aus Giverny und bin etwas überwältigt von Paris.«

»Man pflegt also in Giverny nicht anzuklopfen, bevor man ein fremdes Haus betritt?«

Da mir nichts anderes mehr einfiel, machte ich einen tiefen Knicks.

Offensichtlich peinlich von meinem Kniefall berührt, packte er meine Hand und zog mich wieder hoch. Er hatte hübsche hellblaue Augen und strohblondes Haar. Nur die Falten über seiner Nasenwurzel und um den Mund herum zeigten, dass er kein junger Mann mehr war. Seine Lippen waren schmal und wirkten entschlossen.

Schnell entzog ich ihm meine Hand und ging mit schnellen Schritten zurück zur Haustür.

»Was haben Sie vor, Bürgerin?«

»Ich gehe wieder. Es war unverfroren von mir, derart in dieses Haus einzudringen.«

Bereits die Türklinke umfassend, hielt mich seine energische Stimme zurück. »Sie wissen, was Ihnen blüht, wenn man Sie da draußen aufgreift, nicht wahr, Bürgerin?«

Zu ihm umgedreht, sah ich ihn mit großen Augen an.

»Nichts da! Sie bleiben hier. Ich kann doch eine junge Frau nicht so mir nichts, dir nichts in ihren Untergang laufen lassen. Mein Name ist übrigens Balleyrand. Francois Balleyrand. Und wie heißen Sie, Bürgerin?«

»Céléstine. Céléstine Noailles.«

»Aber nicht etwa mit den Noailles verwandt?«

Er hatte sich mir weit entgegengebeugt, sodass ich ein leichtes, herbes Parfüm riechen konnte, das sich mit dem Duft von schwerem Rotwein mischte. Seine Stimme war kaum mehr als ein Raunen.

»Nein! Um Gottes willen«, stieß ich schockiert hervor.

Die Anspannung, die seine Lippen für einen Moment noch schmäler hatte wirken lassen, löste sich augenblicklich und machte einem Lächeln Platz. »Wie lange irren Sie schon dort draußen umher?«

Hilflos zuckte ich mit den Schultern. »Ein paar Stunden, denke ich.«

Scheinbar erinnerte er sich wieder seiner Gastgeberpflichten und machte eine einladende Bewegung in Richtung des Raumes mit dem sanft flackernden Feuer. »Treten Sie doch näher ... Nehmen Sie Platz.«

Galant nahm er mir mein Cape ab und füllte ein weiteres Glas mit Wein.

»Wenn Sie etwas essen möchten, kann ich das Mädchen rufen ...«, schlug er vor.

Erschrocken wehrte ich ab. Das hätte mir gerade noch gefehlt. »Aber nein, Monsieur. Lassen Sie sie schlafen.«

Er lächelte über meine Rücksichtnahme und setzte sich mir gegenüber hin.

»Giverny also ...«, begann er die Unterhaltung. »Ich habe Verwandte in Giverny. Vielleicht kennen Sie sie ja. Paul und Germaine Leclos.«

Die Namen schwebten düster zwischen uns, und ich wusste

für einen Moment nicht, was ich sagen sollte. Am besten war stets in solcher Situation, wenn man bei der Wahrheit blieb.

»Nein, Monsieur. Da muss ich leider passen.« Jetzt galt es dringend, das Thema zu wechseln. »Die Ausgangssperre – wie lange wird sie noch gelten?« Ich strich meinen Rock glatt und mied seinen Blick.

»Das ist schade. Es ist immer nett, wenn man gemeinsame Bekannte hat. Sie wohnen in der Rue Du Lis. Wenn Ihnen das etwas sagt.«

In dieser Situation musste ich nicht viel dafür tun, dass meine Lippen nervös aufeinanderrieben und die Farbe aus meinen Wangen wich.

»Monsieur ... Ich bitte Sie ... Ich habe meine Heimatstadt aus düsterem Grunde verlassen und möchte jegliche Erwähnung dieses Ortes vermeiden. Ich hoffe, Sie verstehen das. Ansonsten würde ich es vorziehen, zu gehen.«

Er schien ehrlich erschrocken. »Aber nein ... Nicht doch ... Es tut mir leid, Mademoiselle.«

Mit einem Satz saß er neben mir und hob meine Hand an seine Lippen. Wenn sie meine Haut auch nicht berührten, so sandten sie doch heiße Wellen über meinen Rücken, und ich spürte ein Kribbeln, das bis in meine Beine lief.

»Ich bin untröstlich!«

Seine überraschende Distanzlosigkeit aufgreifend, legte ich meine Hand auf sein Knie. »Vergeben Sie mir, Monsieur. Es lag mir fern ... Ich möchte nur nicht über ... diesen Ort und seine Menschen sprechen.«

»Auf keinen Fall. Trinken wir lieber noch einen Schluck.« Er erhob das Glas auf mein Wohl, und ich erwiderte die Geste, meine Hand auf seinem Knie.

Alles hing von seiner nächsten Bewegung ab. Schüchtern war er mit Sicherheit nicht, so viel stand für mich fest. Ließ er meine

Hand lediglich, wo sie war, hatte ich verloren. Legte er seine darauf, so hatte ich gewonnen. Manchmal waren die Dinge so simpel.

Er legte seine freie Hand auf meine und drückte sie sanft.

»Und das Mädchen schläft?«, fragte ich leise.

»Soll ich sie wecken?« Seine Stimme war warm und weich wie Samt. Sein Gesicht so dicht vor meinem und der Druck seiner Finger ... Ich spürte, wie sich die Säfte in meinem Schoß sammelten. Es gibt für mich nichts derart Aphrodisierendes wie den herben Duft eines Mannes, die Wärme seiner Haut, die Tiefe seiner Stimme.

Diese eine Frage ließ eine Welt an Fantasien in meinem Kopf erstehen. Doch schnell wehrte ich ab. »Nein. Wir lassen sie schlafen.«

»Wie du meinst ...«

Als seine Lippen die meinen berührten, hatte ich nur einen Gedanken, der über alle anderen triumphierte: Welchem Gott hatte ich es zu verdanken, dass das alles so reibungslos ging?

Tatsächlich mahnte mich diese Sorglosigkeit, noch vorsichtiger zu sein, meinen Sinnen noch mehr zu misstrauen. Vor allem aber jenem Druck oberhalb meiner Möse, der mich dazu brachte, Dinge zu tun, die sich im Nachhinein leider viel zu häufig als nicht besonders klug erwiesen.

Da meine Lust mit jedem Atemzug wuchs, öffnete ich meine Lippen und ließ seine Zunge ein. Er erkundete meine Zahnreihen, die Innenseite meiner Wangen, und er tat dies mit einer solchen Geschicklichkeit, einer solch sinnlichen Gier, dass ich nur von dem träumen konnte, was er für mich bereithielt.

Während er sich noch gegen mich drängte, öffnete ich bereits meine Schenkel, um den Säften so freien Lauf zu lassen. Mit seiner gesamten Handfläche glitt er mein Bein hinauf, knetete mein Fleisch und schob dabei meine Röcke beiseite. Wie ich

nur konnte, kam ich ihm entgegen. Tief in meinem Verstand erhob sich die Frage, ob er vorhatte, mich hier – praktisch vor den Augen aller möglichen Passanten – zu nehmen. Doch ich verwarf die Frage, denn die Einzigen, die hier vorbeikommen mochten, waren die Patrouillen.

Wie ein Blitz erhellte eine Fantasie meinen Kopf, in der die Männer, die mich praktisch hier hereinbefördert hatten, durch die Fenster schauten und uns beim Kopulieren entdeckten. Ich sah ihre aufgerissenen Augen und die vom Geifer überzogenen Lippen. In meiner Szene kamen sie durch die offenstehenden Türen herein und schlossen sich uns an. Nur einen Augenblick später waren wir alle nackt, und die Männer nahmen mich abwechselnd in allen Löchern. Ich lutschte Schwänze und schluckte maßlose Mengen immerzu fließenden Samens. Diese Fantasie brachte mich derart um den Verstand, dass ich mir sehnlichst die Umsetzung zu wünschen begann.

»Lass uns hochgehen!«, stieß es heiß an mein Ohr.

Als er das sagte, war mein Korsett mir schon so eng geworden, dass ich kaum noch Luft bekam. Mein Saft floss meine Schenkel herab, und meine Nippel rieben steinhart an dem billigen Stoff meines Hemdes. Wenn er mich nicht bald mit aller Wucht mit seinem Stamm rammen würde – dessen war ich mir sicher –, dann würde ich irgendeinen Gegenstand nehmen und ihn selbst in mich stoßen.

Halb besinnungslos vor Gier stolperte ich beinahe die Stufen in den ersten Stock hinauf, als ich ihn plötzlich zischen hörte: »Halt!«

Ich erstarrte. Zorn stieg in mir auf. Was zum Teufel mochte er vergessen haben, dass er mich in solchem Moment bremste?

»Knie dich hin!«, kommandierte er mit gepresster Stimme.

Die Lippen mit meiner Zunge benetzend, tat ich, was er wollte.

»Raff deine Röcke! Ich will deine Fotze sehen!«

Die Treppe war viel zu eng für all diese Stoffmengen, doch ich zog, drückte und presste, bis er mein nasses Fleisch unbehindert von meinem Kleid sehen konnte. Mühsam drehte ich mich zu ihm um und sah gerade noch, wie er seine Hand ausstreckte. Scharf Atem holend, spürte ich mehrere Finger in meiner Möse. Ich schrie leise auf, biss mir aber gleichzeitig auf die Zunge, denn das Mädchen durfte auf keinen Fall geweckt werden.

Der Druck seiner Hand war überwältigend. Am scharfen Schmerz erkannte ich, dass er nicht nur mit einem Finger, oder derer zwei, mein Innerstes erkundete, sondern dass er vielmehr daran arbeitete, alle Finger – außer dem Daumen – in mir auf Reisen zu schicken. Meine Linke umklammerte die Stäbe des Treppengeländers, während meine Rechte den kleinen Vorsprung der Stufenkante packte. Nur so hatte ich das Gefühl, ihn wenigstens einigermaßen dirigieren zu können, sodass er mich nicht vollständig auseinanderriss.

»Bei allen Göttern im Himmel ... Wie kann man nur so nass sein? Sieh es dir an! Es läuft sogar an meinem Arm herab!« Mit einem Ruck hatte er seine Finger aus mir herausgezogen und hielt sie mir vors Gesicht, als könnte ich seine Behauptung sonst nicht glauben.

»Leck meinen Arm ab!«, befahl er und drückte mit seinem Unterarm meinen Mund auf.

Salziger Mösensaft umspülte meine Zunge.

»Ich will lieber deinen Samen schlucken!«, begehrte ich auf.

»Sei still, oder ich ficke dich hier auf der Treppe bis deine Knie aufreißen.«

Als wollte er seinen Worten Nachdruck verleihen, entzog er mir seinen Arm und stieß seine Finger abermals mit Macht in meine Möse. Er schabte und rieb an meinem Innersten, dass ich vor Geilheit beinahe den Verstand verlor. Ohne mich wirklich wehren zu können, stieß ich wieder und wieder gegen die har-

ten Kanten der Treppenstufen. Nur die wilde Entschlossenheit, endlich den vollen Genuss seines Schwanzes in meinen Löchern erleben zu wollen, trieb mich dazu, mich seinem Griff zu entziehen und langsam die Treppe hinaufzukriechen, wobei Francois mir erbarmungslos folgte. Da ich des Öfteren meinen Rock mit den Knien einklemmte, riss ich damit bald mein Mieder herunter und meine Brüste hüpfen aus der festen Ummantelung.

Endlich hatte ich es geschafft, und den Treppenabsatz erreicht. Nun konnte ich meine Röcke raffen und wieder auf die Beine kommen. Mein ganzer Körper bebte. Meine Wangen glühten. Als ich mich zu ihm umdrehte, erkannte ich, dass es ihm nicht anders ging.

Mit einer abrupten Kopfbewegung wies er mir die Tür, durch die ich gehen sollte. Es war sein Schlafzimmer.

»Ich bin so geil – ich werde erst dich ficken, dann Madeleine und dann euch beide.«

Während ich atemlos in Richtung des Bettes wankte, blieb er an der Tür stehen.

»Dreh dich um!« Seine Stimme hatte jegliche Festigkeit verloren.

Er war genauso wenig Herr seiner Taten wie ich. Was immer uns jetzt leitete, es hatte mit Verstand nichts mehr zu tun. Francois starrte auf meine nackten Brüste, als könnte er sein Glück nicht fassen. Ich wusste um deren Wirkung auf die Männer, kannte den Gegensatz zwischen meiner schmalen Taille, den sanft sich wölbenden Hüften und der beachtlichen Oberweite.

»Weich und willig«, murmelte mein Liebhaber.

Dann war er mit wenigen Schritten bei mir, öffnete mein Mieder und riss mir meine verbliebene Kleidung vom Körper. Er stieß mich rücklings aufs Bett, und während ich noch so – mit leicht gespreizten Schenkeln – dalag, zog er sich selbst in einer solchen Schnelligkeit aus, dass es kaum zu fassen war.

Welch prachtvoller Ständer da vor mir wippte! Dick und lang. In Gedanken führte ich ihn bereits in meine Auster ein und maß dabei, wie tief er in mich würde eindringen können.

»Fick mich!« Mehr konnte ich nicht sagen. Geistreicheres fiel mir nicht ein.

Und er tat, was ich wollte.

Die Beine mit beiden Händen gestützt, meine Spalte weit geöffnet, bot ich ihm alles dar, was er zu nehmen plante. Doch anstatt mich mit seinem Stamm zu verwöhnen, presste er sein Gesicht in mein nasses, geschwollenes Fleisch und leckte mich in einer Tiefe, um die so mancher Schwanz seine Zunge beneidet hätte. Er erforschte jede Falte, durchmaß die Länge meiner Auster und bearbeitete sie so intensiv, dass sie jene glatte Haut meiner Fotze in eine überempfindliche Oberfläche verwandelte. Eine Leinwand für die Orgasmen, die er mir zu bereiten vorhatte.

Ich aber schrie und keuchte wie eine Besessene. Hatte ich mich noch für wenige Augenblicke zu beherrschen vermocht, so riss mich unser beider Geilheit mit sich fort wie eine Sturmflut. Gewiss, ich hatte nicht schreien wollen, nicht mal laut stöhnen, denn das Mädchen durfte auf gar keinen Fall geweckt werden, aber es ging nicht.

Und als schließlich seine Zunge seinem Schwanz Platz machte, war ich bereits am Ende meiner Kräfte. Meine Kehle war wundgeschrien und meine Lungen brannten, als hätte ich tagelang nur gekeucht und nicht geatmet. Mit wirren Abwehrbewegungen versuchte ich, mir Francois wenigstens für einen Augenblick vom Leib zu halten, mir eine Sekunde der Ruhe und Besinnung zu verschaffen. Doch er dachte nicht daran, mir nachzugeben. Stattdessen pumpte sein Stamm mit roher Gewalt in meine Möse. Sich mit einer Hand abstützend, packte seine andere meine ruckende Brust und bohrte seine Nägel hinein. Doch anstatt mich damit zu quälen, steigerte jene grobe Behandlung noch meine Geilheit,

meine Befriedigung. Er knetete meine Tüte, kniff in meinen Nippel. Bald zeichneten sich dunkelrote Marken auf meinem weißen Fleisch ab. Dann wieder stützte er sich förmlich auf meine weiche Halbkugel und drohte, sie zu zerquetschen. Aus mir aber lief in Strömen mein geiler Saft. Ich wischte ihn mit der flachen Hand ab, wichste dabei seinen Ständer und trieb ihn an, mich immer härter zu benutzen.

Sein verzerrtes Gesicht über mir ... der Schweiß, der von seiner Stirn rann ... Ich hielt ihm meine besudelte Hand hin.

»Leck sie ab!«, herrschte ich ihn an und er gehorchte.

Ja, mehr noch! Er biss in meine Handkante, saugte so hart an ihr, dass die Lust den Schmerz zu betäuben schien.

Und in diesem Moment nutzte ich seine Unachtsamkeit, packte ihn und warf ihn mit der Kraft meines Körpers so zur Seite, dass ich ihn auf den Rücken rollen und mich selbst über seinen Lenden positionieren konnte. Ich hielt seinen Stamm aufrecht und ließ seinen Helm für einen Moment am Zugang zu meiner Möse verharren. Den Unterleib auf das Festeste angespannt, stieß ich ihn mit einem Ruck in mich hinein. Der Schmerz war überwältigend. Francois schrie auf, als seine Vorhaut zurückgerissen wurde. In meiner Willenlosigkeit schlug ich ihm ins Gesicht und erstickte so den Schrei. Er aber bohrte seine Nägel in meine Hüfte, kratzte brutal über mein Fleisch, während ich ihn rücksichtslos zu reiten begann. Das Klatschen meiner Arschbacken erfüllte den Raum, und Francois starrte fassungslos meine hüpfenden Titten an. Ab und an hielt ich über seiner Eichel inne, genoss die Anspannung, die Erwartung in seinem Gesicht, nur um mich im unerwarteten Augenblick mit einem Ruck auf ihm niederzulassen und dann sanft zu ficken. Ich knetete ihn in mir, nur mit den Muskeln in meiner Möse, bereitete ihm alle Genüsse, die ich zu bieten hatte, und er – im Gegenzug – machte sich selbst zum Werkzeug meiner Lust.

»Ich spritze!«, stieß er plötzlich atemlos hervor.

»Das sagst du öfter ...«, korrigierte ich ihn lächelnd, wusste ich doch nur allzu gut, dass ich so manchen Höhepunkt beiseite gewischt hatte, noch bevor er meinen Liebhaber hatte übermannen und mir so meinen Spaß hatte verkürzen können.

Jetzt aber spürte ich an der Art, wie sich sein Körper verkrampfte, dass er sich wirklich nicht mehr halten konnte. Also stieg ich ab und kniete mich zwischen seine Schenkel. Sacht bog ich seinen nassen Schwanz in meine Richtung und nahm ihn tief in meine Kehle auf. Dabei vergaß ich natürlich nicht, ihn nachdrücklich zu reiben. Und während meine vollen Brüste rhythmisch auf seine Haut klatschten, ließ ich ihn seinem Höhepunkt entgegenstoßen. Seine Beine drehten sich ein und aus. Er kämpfte gegen den Orgasmus an, versuchte offensichtlich, seinen Samen noch weiter zurückzuhalten. Doch es gelang nicht länger. Mit einem tiefen, lang gezogenen Ächzen jagten seine Samenfontänen in meinen Mund.

Ich versuchte ernsthaft, so viel zu schlucken, wie es mir irgend möglich war. Ich versuchte, nicht zu atmen, dann wieder besonders schnell. Aber ich wurde der Mengen nicht Herr. Seine Creme floss aus meinem Mund, tropfte auf meine Brüste. Ich kniete aufgerichteten Oberkörpers über ihm und blickte auf seinen ermatteten Körper herab.

Dann folgte ich einem plötzlichen Impuls und beugte mich vor, öffnete seinen Mund mit meinen Lippen und zwang ihn so dazu, seinen eigenen Samen zu trinken. Wenn er mich auch im ersten Moment abzuwehren versuchte, so ergab er sich doch nur Sekunden später dem absoluten Genuss des eigenen Saftes. Ja, er schien es sogar so zu genießen, dass er begann, mein Gesicht und meine Brüste abzulecken. Er saugte an ihnen, als gelte es, nicht einen Tropfen zu verschwenden.

»Nie zuvor hat mich eine Frau dazu gebracht, meinen eige-

nen Samen zu kosten«, murmelte er, als wir Arm in Arm – halb schlummernd – nebeneinander lagen.

Ich fragte ihn nicht, ob es ihm gefallen hatte. Es spielte keine Rolle. Tatsächlich war ich ein wenig enttäuscht, denn obwohl die Vereinigung mit ihm lustvoll, ja überaus geil gewesen war, so war mir selbst doch der Orgasmus verwehrt geblieben, und ich verstand nicht warum. Mein Schoß fühlte sie hohl und leer an. Konnte es denn wirklich sein, dass es nach solchem Erlebnis noch nötig war, mich selbst zu reiben, um das Natürlichste der Welt zu bekommen? So hing ich meinen Gedanken nach und lauschte auf seinen tiefer und gleichmäßiger werdenden Atem.

Francois schlief ein, und ich weigerte mich, es mir zu machen. Diese Erniedrigung vor mir selbst war inakzeptabel. Es musste einen anderen Weg geben.

Vorsichtig, um so wenige Geräusche als irgend möglich zu machen, stand ich auf. Der Mond war voll und schien beinahe wie eine Sonne auf die vom Regen glänzenden Gassen. Den Regen hatte ich in meiner erotischen Umnachtung nicht bemerkt.

Ich nahm meine Röcke, das Hemd und das Mieder, Strümpfe, Strumpfbänder und Stiefel und verließ auf Zehenspitzen das Zimmer. Wenn ich mich richtig erinnerte, so hatte die Treppe beim Hinaufkriechen nicht geknarrt. Also würde sie es auch jetzt nicht tun. Zornig auf mich selbst stellte ich fest, dass ich nicht auf die Kirchenglocken geachtet hatte. Wie spät es war, konnte ich also nicht sagen. Die Treppe hielt ihr Versprechen und verriet mich nicht.

Unten angekommen, kleidete ich mich zügig an und begab mich zur Hintertür, die hinaus auf den Hof führte. Jetzt konnte ich nur beten, dass die brav schlafende Madeleine keine Hühner hielt ...

Nein. Alles blieb ruhig.

Wenn es auch einen längeren Weg bedeutete, so hielt ich mich trotzdem im Schatten und umrundete den Hof immer dicht

an der Mauer entlang, wobei ich die Fenster im Auge behielt. Abermals hatte ich Glück. Nichts rührte sich, und es schien auch noch so tief in der Nacht zu sein, dass die Dienstboten in den Häusern drumherum tief und fest schliefen.

Endlich erreichte ich jene kleine Tür, die – wie auch der Haupteingang – unverschlossen bleiben musste, um unangekündigte Hausdurchsuchungen zu ermöglichen. Es war kalt, und dies spürte ich umso mehr, als die Hitze von Francois' Körper nach und nach von mir glitt. Mit beinahe gefrorener Hand drehte ich den kleinen Knauf und zog die Tür auf. Jetzt befand ich mich mitten in der Gefahr. Käme die Patrouille jetzt an mir vorbei, wäre ich verloren. Diesmal würden sie mich verhaften und mitnehmen müssen. Abermals fluchte ich auf mich selbst, da ich es versäumt hatte, ihr Vorbeimarschieren abzuwarten und dann erst loszugehen. Jetzt wusste ich nicht, ob mir eine Minute oder derer dreißig blieben. Ohne Zweifel, der Sex mit Francois hatte mich leichtsinnig, wenn nicht gar töricht gemacht! So stand ich außerhalb seines Grundstückes, den Rücken flach gegen die feuchtkalte Mauer gepresst und lauschte in die Nacht.

»Pst!«, machte es plötzlich. »Pst ... Hier!«

Ich sah mich um.

»Hier bin ich«, zischte es.

»Wollten wir uns nicht bei Brissac treffen?« Meine Stimme klang ungehaltener, als ich es geplant hatte.

Sie legte den kleinen Kopf schief und sah mich mit gerunzelter Stirn an. »Wieso bist' n so zänkisch? War er nicht gut im Bett?«

Seltsamerweise hatte ich keine Lust, über Francois' Fähigkeiten zu plaudern.

Heloise war klein und zierlich und wirkte wesentlich jünger als ihre knapp achtzehn Jahre. Braune Locken kringelten sich wirr unter ihrer Haube und lugten hervor, und das Cape war ihr ein gutes Stück zu lang, was noch zu ihrem kindlichen Gesamtein-

druck beitrug. Heloise hatte eine kleine Stupsnase und große braune Augen, mit denen sie Steine zum Schmelzen bringen konnte. Das war ihre Masche. Ich hatte schon erlebt, dass sie einem Gendarmen, der sie bereits fest am Arm hatte, erzählte, sie habe sich verlaufen, anfang zu weinen und von ihm sogar noch nach Hause gebracht wurde. Als er mit hineinwollte, um ihrem Papa kräftig die Meinung zu sagen, wie man solch ein kleines Mädchen allein herumlaufen lassen konnte, weinte sie noch heftiger und bettelte ihn erfolgreich an, er möge nichts dergleichen tun, denn dann wisse der Vater ja, dass sie bei Dunkelheit herumgelaufen wäre ... Sinnlos zu erwähnen, dass der Gendarm unverrichteter Dinge davon marschierte. So viel zu Heloise ...

»Komm schon, Céléstine ... Du hast immer tolle Ficker. Einmal muss auch eine Niete darunter sein.«

»Du weißt, du sollst solche Ausdrücke nicht verwenden«, wies ich sie scharf zurecht, woraufhin sie einen gezierten Knicks machte.

»Um Vergebung, Mademoiselle. Ich will es auch nicht wieder tun ...« Dann aber grinste sie breit. »Wenn er vielleicht auch nicht gerade gut fickt, so hat sich die Sache aber doch gelohnt.«

Schweigend gingen wir den Rest des Weges bis zu unserer Unterkunft. Es war eine billige Schänke, die unter dem Dach mehr oder minder große Verschläge als Gästezimmer vermietete.

Es war fast eine Stunde Fußmarsch, doch wir hielten es für sicherer, weit entfernt von unserem Jagdgebiet zu wohnen. Und so schlichen wir ebenso langsam wie leise die Stufen hinauf, wobei wir dem lauten Schnarchen aus den verschiedenen Stockwerken lauschten.

In unserem Verschlage angekommen, legte Heloise ihren Umhang ab und gab so den Blick auf jene Eigenkonstruktion frei, die sie einst selbst erfunden hatte, und auf die sie ungeheuer stolz war. Es handelte sich dabei um einen Unterrock, der eine Tasche neben der anderen aufgenäht hatte. In diesen Taschen ver-

staute sie alles, was sie in den Häusern Wertvolles finden konnte. Weitere Rösche darüber und darunter hinderten silberne Teller, goldene Kerzenleuchter, Diamanthalsbänder und Perlen daran, einen infernalischen Krach zu machen. So ruhten sie still und geschützt in Heloises Taschenrock.

Auch jetzt stellte ich fest, dass sie ganze Arbeit geleistet hatte. Während ich oben Francois' Schwanz aufgenommen hatte, hatte Heloise seine Schalen, Uhren, Goldmünzen und Duellpistolen genommen.

So vorsichtig wir konnten, untersuchten wir jedes einzelne Stück.

»Pierrot wird ganz schön staunen ...«, murmelte sie.

»Wenn sie uns damit erwischen, küssen wir ›Madame la Guillotine‹ ...«

Heloise hob die Schultern und ließ sie wieder sacken. »Das glaube ich nun wirklich nicht. Wir nehmen es vom Adel und geben es der Revolution!«, erklärte sie, als hielte sie gerade eine Rede im Tempel der Vernunft.

Wobei man sagen musste, dass wir regelmäßig vergaßen, es der Revolution zu geben.

»Hoffentlich sieht das Bürger Robespierre genauso«, murmelte ich, woraufhin Heloise wieder die Schultern hob und fallen ließ und dazu ein gelangweiltes »Pfff« ausstieß.

»Wir könnten endlich mal wieder etwas unternehmen. Immer nur arbeiten ... Wer weiß, wie lange das schöne Wetter noch anhält.« Heloise kniete auf unserer Pritsche und schaute aus dem winzigen Fenster, dessen Glas nur noch vom Rahmen zusammengehalten wurde. Es war so schmutzig, dass sie mit Spucke eine Art Guckloch freigewischt hatte.

»Und wo willst du hin?«

Sie flog herum und strahlte mich an. »Was hältst du vom Palais

Royal? Wir könnten der Musik zuhören ... tanzen ...«

Man sah ihrem Gesicht an, dass sie sich bereits dort sehen konnte, wie sie – einen galanten jungen Mann am Arm – zwischen den Arkaden flanierte.

»Warum eigentlich nicht. Aber was sollen wir anziehen?« Ich blickte an unseren fadenscheinigen Kleidern herab.

»Wart's ab!« Heloise sprang von der Pritsche und kroch halb darunter. Als sie wieder auftauchte, hatte sie einen prallvollen Sack an einem Zipfel und machte sich daran, ihn zu öffnen.

»Nein! Die nicht! Die wollen wir der alten Vaocluse verkaufen! Wenn die Kleider Schaden nehmen ...«, versuchte ich einzuschreiten.

Doch Heloise hörte mir schon gar nicht mehr zu. Sie hatte die Kleider, die wir bei einem unserer letzten Beutezüge ergattert hatten, bereits ausgewickelt und hielt sich eines davon an. Es glänzte wie die Sonne, und das aus den richtigen Gründen – nicht wie unsere alten Sachen.

»Es ist vielleicht nicht der allerneueste Schnitt, aber heute Abend werden wir großartig darin aussehen!«

Und sie hatte recht. Mit ein paar Kordeln und Bändern, einer Raffung hier und einem Wickeln dort, hatten wir uns die Kleider passend gemacht.

»Wir sind heute Nacht die schönsten Mädchen im Palais Royal!«, verkündete Heloise und strahlte über das ganze Gesicht.

Meine Begeisterung wurde allerdings etwas getrübt, als ich überlegte, wo die ursprüngliche Besitzerin dieser Kostbarkeiten wohl inzwischen war. Und noch ein anderer düsterer Gedanke erfasste mich, nämlich der, ob uns bei solch einem Ausflug eine Gefahr drohen konnte. Natürlich konnte sie. Immerhin traf sich ganz Paris in der Anlage. Zum Sehen und Gesehen-Werden. Letzteres war es, was mir die meisten Sorgen bereitete. Was, wenn einer unserer Geber dort auftauchte und mich erkannte?

»Ach was!«, wiegelte Heloise ab. »Und wenn schon ... Dann verschwindest du mit ihm in den Büschen, und schon ist alles wieder gut.«

Vielleicht war diese sehr bodenständige Lösung wirklich die richtige. Tatsächlich sehnte ich mich nicht weniger als meine Begleiterin nach ein wenig Abwechslung. Schöne Kleider sehen, vornehme Leute – oder wer von ihnen noch übrig war – Musik hören ... Es musste das Paradies sein.

Als die Sonne langsam sank und der Nachmittag dem Abend Platz zu machen begann, wickelten wir uns fest in unsere Capes, nahmen jede ein paar Münzen in einem Beutelchen mit und machten uns auf den Weg.

Als wir reichlich erschöpft an den gewaltigen offenstehenden Toren des ehemaligen Kardinalspalastes ankamen, war es bereits dunkel. Uns bot sich aber der unglaublichste Anblick: Wenn um uns herum auch die Dunkelheit herrschte, abgesehen von ein paar Fackeln, die herumgetragen wurden, so erfüllte das Palais Royal das Licht Hunderter und Aberhunderter von Lampions, die in den Kronen der Bäume hingen.

Wir bewegten uns mit dem Strom hinein und hielten uns dabei bei den Händen.

»Mein Gott, ist das schön!«, sprach Heloise aus, was wir beide dachten.

Tatsächlich stand mir der Mund vor lauter fassungslosem Staunen offen.

Das Palais Royal war eigentlich ein gewaltiger lang gezogener Innenhof des Palastes, den einst Richelieu hatte erbauen lassen. In dessen Mitte befanden sich Gebäude, um die herum Alleen verliefen. Wir kamen am Restaurant »Le Grand Véfour« vorbei, wo sich die Gäste bereits drängelten. Händler boten aus Bauchläden ihre Waren feil und wurden von jenen verjagt, die einen

Laden in den Arkaden hatten.

»Komm, wir ziehen unsere Capes aus!«, schlug Heloise vor.

Ich muss gestehen, dass ich mich dazu kaum überwinden konnte. Nicht nur, weil hier so unendlich viele wunderschöne nach der letzten Mode gekleidete Damen flanierten, sondern vielmehr, weil ich nackte Angst hatte. Was, wenn man uns verhaftete? Was, wenn Gendarmen der Sektion auftauchten und uns mitnahmen? Gab es nicht Gesetze gegen solche Lasterhaftigkeit – zumindest, wenn die so öffentlich zur Schau getragen wurde?

Man mochte uns für Aristokratinnen halten und in die Conciergerie schleppen. Da hatte es schon ganz andere erwischt. Ein teures Kleid und eine gepuderte Perücke konnten das Todesurteil bedeuten.

»Na los! Was ist?«, drängte Heloise.

Ein paar Soldaten kamen an uns vorbei, und einer erbot sich, uns beim Ablegen zu helfen. Sofort stimmten seine Kameraden mit ein.

»He! Du! Finger weg, wenn sie dir lieb sind!«, rief Heloise, als einer zu aufdringlich wurde.

Der Soldat blickte auf sie herab und lachte. »Ach, du halbe Portion. Jetzt hast du mich aber erschreckt!«

Er feixte mit seinen grölenden Kameraden, doch ich wusste, dass er einen Fehler gemacht hatte.

Er wusste es Sekunden später auch, als die Klinge von Heloises kleinem Dolch seine Handfläche berührte. Der perplexer Soldat riss die Augen auf. Offensichtlich hatte er gar nicht gemerkt, wie sie ihm das Messer förmlich in die Hand geschoben hatte.

»Hm ... Womit wird mein tapferer Soldat wohl heute Nacht sein ›Bajonett‹ halten, wenn seine Finger im Staub des Palais Royal liegen?«, sinnierte sie lächelnd.

Augenblicklich ließ er los. »Pah ... Bist mir eh viel zu jung. Du pisst ja noch in die Windeln!«, knurrte er im Davongehen.

»Besser als in die Hose«, rief Heloise ihm nach und knuffte mich begeistert in die Seite.

So konnte die Nacht wohl weitergehen. Das Palais Royal war entschieden nach ihrem Geschmack. Ich hingegen hatte die Schönheit der zum Großteil leeren Schaufenster entdeckt. So konnte ich den Passanten den Rücken zuwenden und sie dennoch in den Fenstern beobachten. Zu tief steckte die Angst in mir, einer meiner Gastgeber könnte mich hier entdecken und anklagen.

»Weißt du was? Auf den Schreck hole ich uns ein Glas Wein. Was denkst du?«, fragte Heloise.

»Du musst auf deinen Schreck trinken?«

Sie lachte laut auf. »Aber nein! Auf seinen!« Damit verschwand sie zwischen seidenen Ärmeln und brokatenen Rücken der Passanten.

»Sie wissen aber schon, dass da gar nichts liegt, nicht wahr, Bürgerin?« Neben mir stand der einzige Mann, der in die gleiche Richtung blickte wie ich.

Er war nur einen Hauch größer als ich, trug eine abgenutzte Uniform und sprach mit einem seltsamen Akzent, den ich nicht zuzuordnen vermochte. Er war mit Sicherheit der dünnste Mann, den ich je gesehen hatte. Hager und verhärtet. Seine Haut schimmerte in einem zutiefst ungesunden Gelb, das nicht von den Lampions kam. Dieses besorgniserregende Aussehen wurde nicht besser, wenn man seine lange schmale Nase betrachtete, die seine Züge dominierte und durch die Magerkeit seiner Wangen noch mehr hervorstach. Sein dunkles Haar fiel ungepflegt bis auf seine Schultern. Er roch nach Seife, Leder und Schießpulver.

»Reiterei?«, fragte ich.

»Artillerie.«

»Aha.«

»So ... Da bin ich wieder«, rief Heloise aufgeregt. »Grundgütiger, Célestine ... Du glaubst nicht, was die hier für Preise

haben! Unfassbar.«

Ich konnte gerade noch verhindern, dass mir ein Gutteil des kostbaren Weins über das Kleid schwappte.

»Hast du dich gut unterhalten?« Heloise nickte in Richtung des leeren Schaufensters.

»Der Soldat hier hat mich ...« als ich aber zur Seite blickte, wo er eben noch gestanden hatte, musste ich feststellen, dass ihn die Menge bereits wieder mit sich gezogen hatte.

»Ach, sei nicht traurig. Ich bin auf dem Weg drei Mal unsittlich begrapscht worden und hatte vier Nachfragen nach meinem Preis.« Sie lachte.

Mir wurde klar, dass sie den Wein nicht hatte bezahlen müssen und mehr als nur die zwei Gläser bekommen hatte.

»Also, sei's drum. Hier gibt es mehr Soldaten als in einer Garnison und einer hübscher als der andere. Gott, wie ich Uniformen lllllllliebe ...« Sie blickte einer roten Uniformjacke träumerisch hinterher.

»Also meiner war keineswegs hübsch«, sagte ich. »Er sah eher aus, als sei er gerade von den Toten auferstanden.«

Mit einem Schluck leerte sie ihr Glas und drehte sich sodann in einer Pirouette um ihre eigene Achse. »Heute Nacht will ich mehr pudern als ein italienischer Friseur«, verkündete sie lautstark. Dann, als müsse sie mir ein Geheimnis mitteilen, drängte sie sich an mein Ohr. »Sollen wir Geld dafür nehmen?«

Das war natürlich eine fabelhafte Idee!

»Wir können vögeln, wen wir wollen, und verdienen auch noch etwas. Was sagst du?«

»Einverstanden!«

»Und wenn wir uns wiedertreffen, schauen wir, wer mehr verdient hat!« Noch während sie sprach, warf sie die Seiten ihres Capes über die Schultern und zog ihr Dekolleté herunter, sodass man ihre kleinen festen Brüste sehen konnte. Sie sah unfassbar

appetitlich aus, auch wenn sich ihre Nippel farblich kaum von ihren Titten unterschieden.

Da mir nichts Besseres einfiel, tat ich es ihr gleich und präsentierte ebenfalls meinen Busen. Er war nicht ganz so fest wie ihrer, aber dafür um einiges größer. Ein Prickeln rann mir über den Rücken, als ich die ersten begehrrlichen Blicke wahrnahm.

Heloise, wie immer die Entschlosseneren von uns beiden, beugte sich zu mir herüber, hob eine meiner Brüste an und begann, knetend an ihr zu saugen. Es war das erste Mal, dass sie so etwas tat, und ich muss gestehen, dass es mich erregte.

»Gefällt dir das?«, flüsterte sie in mein Ohr und liebte dieses im nächsten Moment mit ihrer Zunge.

Gänsehaut raste über meinen Körper.

»Wollen die Bürgerinnen unter sich bleiben?«, hörte ich plötzlich eine galante Stimme.

Heloises Kopf flog herum, und sie strahlte. »Aber keineswegs. Sie dürfen sich gern anschließen.«

Er war ein gut aussehender groß gewachsener Mann, der sein rötlichblondes Haar kurzgeschnitten und nach hinten gekämmt trug. Er mochte auf die vierzig zugehen. Was ich so von ihm sehen konnte, war mehr als attraktiv. Distinguiert und gleichzeitig geil. Wie ich zu diesem Urteil gelangte? Nun, als die Menge drohte, ihn von uns fortzureißen, umschlang er meine Taille mit seinem Arm und fuhr gleichzeitig mit seiner freien Hand unter meinen Rock, wo er ohne Umschweife meine Muschel auszukundschaften begann. Sacht kniff er in mein schnell anschwellendes Fleisch und tauchte sodann in meine nasse Tiefe.

»Wir sollten uns vielleicht einen anderen Platz suchen«, schlug Heloise vor und zog uns mit sich.

Sie tat es dermaßen entschieden, dass mein Naturforscher von mir ablassen musste, um mir nicht wehzutun. Seine Hand

umklammernd und meine Röcke raffend, eilte ich hinter den beiden her. Manchmal stieß ich Passanten beiseite, dann wurde wiederum ich von jemandem geknufft.

Schlussendlich hatte Heloise ein vergleichsweise ruhiges Plätzchen zwischen Bäumen entdeckt, wo wir uns – von einem Busch abgeschildert – vergnügen konnten.

»Kannst du zahlen, Bürger?«, fragte meine Freundin ganz geschäftsmäßig.

»Wie viel verlangt ihr?«

Da ich Heloise lange genug kannte, sah ich ihr an, dass sie mit dieser Frage für einen Moment überfordert war.

»Dreißig Livre«, sprang ich ihr zur Seite.

Ein breites Grinsen schob sich über sein Gesicht. »Dreißig Livre? Bei allen Dämonen der Hölle, dafür kann ich ja einen ganzen Puff kaufen!«

»Dafür darfst du aber auch alles mit uns machen, Bürger. Wir versagen dir nichts«, versprach Heloise.

Gut, damit hatte sie sich sehr weit aus dem Fenster gelehnt, denn ich sah bereits, welche Bilder ihm gerade durch den Kopf zu gehen schienen.

»Einverstanden. Ihr versagt mir nichts.«

»Bezahlt wird im Voraus!«, setzte Heloise nach.

Er zählte ihr das Geld in die Hand, während sie abwechselnd die Münzen und mich strahlend ansah.

Damit er es sich nicht noch anders überlegen konnte, schmielte ich mich an ihn und streichelte hinter seinem Hosenbund seinen Bauch. Er war fest. Die Haut beinahe wie Leder.

»Du legst dich hin ...«, gab er mir die Anweisung, der ich Folge leistete.

Das Geäst des Busches halb über mir, beobachtete ich, wie er seine Hosen hinunterzog.

Dreißig ganze Livres hatte er einfach so in der Tasche ...